

Michaela Fink, Jonas Metzger,
Anne Zulauf (Hg.)

Was wird aus der Hoffnung?

Interdisziplinäre Denkanstöße
für neue Formen des Miteinanders



Franz Tutzer: Hoffnung in Absurdistan (Leseprobe)



Psychosozial-Verlag

Hoffnung in Absurdistan

Auf den Spuren von Ivan Illich

Franz Tutzer

»... Wachsame bleiben vielleicht dem verschatteten Land
und schüren die Treue.«

Roswitha E. Ritze Seiffert¹

Nur sehr verhalten klingt aus diesen Verszeilen Hoffnung durch. Diese Strophe aus dem Gedicht der Autorin Roswitha E. Ritze Seiffert ist mir beim Nachdenken über mögliche Hoffnung in finsternen Zeiten in den Sinn gekommen. Wohl deshalb, weil in diesen Zeilen in äußerster Verdichtung das Gefährdete, das Unsichere, das Zerbrechliche, das »bleiben vielleicht ...« von Hoffnung heute zur Sprache kommt. Das »Prinzip Hoffnung« von Ernst Bloch aus den 1950er Jahren des letzten Jahrhunderts auf 1600 eng beschriebenen Seiten ist noch von einem starken Fortschrittsoptimismus geprägt. Es trägt nicht mehr in den Verunsicherungen unserer Zeit, im »Absurdistan« unserer Tage, im »verschatteten Land«.

»Wachsame bleiben vielleicht ...«, damit klingt immerhin an, dass es in den Schrecken unserer Zeit, den Kriegen und leidvollen Erfahrungen ungezählter Menschen, den ökologischen Zerstörungen, der seelischen Verwahrlosung inmitten eines vermeintlichen Wohlstands im nördlichen Teil der Erde und der immer noch wachsenden Kluft zwischen Wohlhabenden und Habenichtsen noch Hoffnung geben kann. Deshalb soll im Folgenden dem nachgespürt werden, was mit »wachsam« heute gemeint sein kann. Dieses Nachspüren erhält Orientierung aus einer immer noch anhaltenden Auseinandersetzung mit Ivan Illich, dem wohl tiefgründigsten Kritiker der Verwüstungen unserer Zeit, der gleichwohl Zeugnis von seiner Hoffnung gegeben hat.

Ivan Illich hat in einem sehr frühen Aufsatz auf den Unterschied zwischen Hoffnung und Erwartung hingewiesen: »Hoffnung bedeutet im eigentlichen Sinn gläubiges Vertrauen auf die Güte der Natur; dagegen bedeutet Erwartung, wie ich das Wort hier verwende, dass man sich auf Ergebnisse verlässt, die der Mensch plant und kontrolliert.«² Und er schließt:

»Jetzt brauchen wir einen Namen für diejenigen, denen Hoffnung mehr bedeutet als Erwartungen. Wir brauchen einen Namen für diejenigen, die Menschen mehr lieben als Produkte; die da glauben:

*Es gibt keine uninteressanten Menschen auf der Welt,
Ihre Schicksale sind wie die Geschichten der Planeten:
Ein jeder ist unwiederholbar,
Und es gibt keine Planeten, die ihm ähnlich sind.*

Wir brauchen einen Namen für diejenigen, welche die Erde lieben, auf der jeder dem anderen begegnen kann:

*Und wenn jemand unbemerkt gelebt hat
Und mit dieser Unbemerksamkeit befreundet war,
Dann war an ihm unter den Menschen
Gerade seine Unbemerksamkeit interessant.*

Wir brauchen einen Namen für diejenigen, welche mit ihrem prometheischen Bruder zusammen das Feuer entzündeten und das Eisen schmiedeten; die das aber nur tun, um den anderen umso besser hegen und pflegen und ihm dienen zu können, weil sie wissen:

*Jeder hat seine geheime persönliche Welt,
In dieser Welt gibt es einen allerbesten Augenblick,
In dieser Welt gibt es eine allerfurchtbarste Stunde,
Aber das alles ist uns unzugänglich.*

Ich schlage vor, dass diese hoffnungsvollen Brüder und Schwestern epimetheische Menschen heißen sollen.«³

Dieser »Schlussakkord« aus Illichs Entschulungsbuch kann gleichsam den Hintergrund bilden für die hier versuchte und nur bruchstückhaft mögliche Spurensuche in seinem Werk nach den Herausforderungen für eine »epimetheische« Wachsamkeit heute. Die verschiedenen Synonyme für »wachsam« wie »aufmerksam«, »mit wachen Sinnen«, »achtsam«, »behutsam«, »besonnen«, »umsichtig«, »bedacht«, »skeptisch« klingen dabei immer mit einer besonderen Tönung mit.

Eine erste Spur: Bei Sinnen bleiben oder Askese heute

Wachsamer bleiben bei Sinnen. Was bedeutet das für unsere Zeit? Wie hat sich unser Sehen, Hören, Riechen, Tasten und Schmecken im Laufe der Jahrhunderte und im Besonderen in der Zeit des großen Umbruchs unserer Moderne verändert? Ivan Illich hat sich in den frühen 1990er Jahren in einer Reihe von Aufsätzen und Vorträgen mit der Geschichtlichkeit unserer Sinne befasst, so u. a. mit der Geschichte des Blickens⁴ und des Hörens⁵. Und er begründet dieses sein historische Interesse am Thema:

»Mit dem Studium des Blicks in der Vergangenheit, erhoffe ich mir, die Kunst der okularen Askese, der Augenzucht wieder zu entdecken. Ich will den Unterschied zwischen einem ehemaligen und einem zeitgenössischen Blick herausarbeiten, zwischen dem Blick, der mit dem Bild verbunden ist und jenem Blick, der im Interface der Show aufgesogen ist.«⁶

Waren das Blicken und das Hören in der Vergangenheit noch aktive Tätigkeiten, untrennbar verbunden mit unserem leibhaftigen Dasein, so sind unsere Sinne vielfach nur mehr passive Empfangsorgane, die unablässig von außerhalb mit Signalen und Reizen überflutet werden: Was wir heute sehen und hören, kommt zu einem übergroßen Teil vermittelt über technische Gerätschaften, aus Lautsprechern und über Bildschirme auf uns zu. Die Tätigkeit des Auges und des Ohrs wurden gleichsam in ein umfassendes technisches System integriert und zu einem Teil dessen transformiert.

Ivan Illich verknüpft seine historische Analyse des »Verlusts der Sinne«⁷ mit einem Plädoyer für eine Erneuerung asketischer Praktiken. Auf die Frage, welche Form des Hörens er für angemessen hält, antwortete Illich am Rande der Tagung »L'udito e l'ascolto«:

»Jenes Hören im direkten Gespräch, zwischen Personen, die sich gegenseitig ins Gesicht sehen können. Ein Gespräch, welches das Ohr ebenso wie das Sehen mit einbezieht: Dir schenke ich mich selbst durch die Pupille meiner Augen.«⁸

Die sinnliche Wahrnehmung entscheidet letztendlich darüber, wie wir dem Anderen begegnen und auch darüber, wie wir uns selbst verstehen. Sie ist unabdingbare Voraussetzung für das Bewusstsein unserer Körperlichkeit ebenso wie für ein nüchternes und unsentimentales Verhältnis zur Welt. Ein heutiges Verständnis von Askese kann vielleicht am knappsten mit dem Aufruf ausgedrückt werden: Bei Sinnen bleiben!

Von »nüchterner Zurückhaltung« spricht Ivan Illich bereits in seinem Anfang der 1970er Jahre veröffentlichten Buch *Selbstbegrenzung*:

»Den Menschen, der seine Lust im Gebrauch des konvivialen Werkzeugs findet, den nenne ich nüchtern und zurückhaltend [...] Denn die nüchterne Zurückhaltung hat nichts mit Isolation, Rückzug auf sich selbst oder gar Phantasielosigkeit zu tun. Für Aristoteles wie für Thomas von Aquin ist sie es, die die Freundschaft begründet.« Und weiter: »[...] definiert Thomas die Nüchternheit als eine Tugend, welche nicht jeglichen Genuss ausschließt, sondern nur den, der die persönliche Beziehung verdrängt und verdirbt.«⁹

Es lässt sich von hier aus durchaus eine Linie ziehen zu dem von Illich in sehr viel späteren Jahren beklagten Verlust der Sinne und seinem Anmahnen einer neuen »nüchternen Zurückhaltung« oder Askese. Als Voraussetzung von »philia«.

Eine zweite Spur: Eigensinniges Sprechen oder Dem Slogan widerstehen

Ob am Bahnhof, am Telefon oder in Kaufhäusern: überall werden wir mit Sprachbrocken konfrontiert, die von Computern synthetisiert und je nach Anlass zusammengesetzt werden. Dazu kommt die Sprache, die über die verschiedenen Medienkanäle unaufhörlich auf uns eindringt. Sprache ohne persönliches Gegenüber. »Wir werden mit Sprache wie mit Leitungswasser versorgt, und in beiden ist der Geschmack von Quelle und Bach erloschen«, beklagte Ivan Illich in einem Vortrag in der Carl Friedrich von Siemens Stiftung in München.¹⁰ Immer wieder ist Illich in verschiedenen Anläufen auf den beobachteten Verlust von Sprachmächtigkeit, den Verlust vernakulären Sprechens durch die »Belieferung« produzierter und vorgestanzter Sprache eingegangen, der schließlich auch das eigene Selbstverständnis bedroht. Im oben erwähnten Vortrag findet Illich ein stimmiges Bild:

»Um die Sprache steht's wie um die Landwirtschaft. Der Trend führt von Bodenkultur zum Agribusiness, Boden ist heute kaum mehr Erdreich – er wird zur Schutthalde, auf der Kunstdünger verteilt wird. Ackerbau weicht industrieller Landwirtschaft, die oft der Hydroponik, der Pflanzenzucht ohne Erde in Nährlösungen, nahekommt. So wie der Bauer aus der Landwirtschaft, so wird der Mensch aus der Sprache verdrängt. Die man-bezogene Sprechtechnik wuchert und laugt jene Sprache aus, wo persönliche Überzeugung und Dichtung ihren Ausdruck finden.«¹¹

Hoffnung: Der Begriff klingt antiquiert. Unsere religiösen Hoffnungen wirken heute ebenso verdorrt wie das Hoffen auf eine gerechtere Welt ohne Hunger und Krieg. Dürfen wir noch hoffen oder müssen wir lernen, ohne Hoffnung zu leben?

Die hier versammelten AutorInnen verschließen den Blick nicht vor den gegenwärtigen Entwicklungen – vom Auseinanderdriften der Welt in Arm und Reich bis zum Klimawandel und dem Verschwinden der biologischen und kulturellen Vielfalt. Dennoch eröffnen sie Perspektiven auf eine Hoffnung, die an der Möglichkeit gemeinschaftlichen Überlebens festhält. Sie behaupten nicht, einen

neuen großflächigen Lösungsentwurf zu besitzen, sondern fragen, wie wir neue Formen des Denkens, des Zusammenlebens und des Zusammenwirkens finden und die grassierende Hoffnungslosigkeit überwinden können.

Mit Beiträgen von J. Ahrens, H. Bartosch, D. Dohr, M. Fink, M. Gronemeyer, B. Heindl, A. Heller, J. Hornschuh, C. Jurk, T. Kerkovius, A. Krebs, P. Kumria, A. Langenohl, R. Malzahn, H. Melber, J. Metzger, R. Namises, A. Newerla, B. Plemper, S. Richter, M. Rompel, V. Rothe, J. Schraten, O. Schultz, F. Tutzer, K. Vogeler, H. F. Vogt, C. Wilß und A. Zulauf

Michaela Fink, Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Jonas Metzger, Dipl.-Soz.-Wiss., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie und am Institut für Förderpädagogik und Inklusive Bildung an der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Anne Zulauf, Dipl.-Soz.-Wiss., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie und am Institut für Förderpädagogik und Inklusive Bildung der Justus-Liebig-Universität Gießen.

